

HELGA BÜRSTER



Roman

it

ALS WIR
AN WUNDER
GLAUBTEN

insel taschenbuch 5069
Helga Bürster
Als wir an Wunder glaubten



Unnenmoor, 1949: Edith und Annie haben während der schweren Kriegsjahre zusammengehalten, Edith näht, um sich und ihre Tochter Betty über Wasser zu halten, Annie muss allein ihren Hof bewirtschaften, ihre Männer gelten als vermisst. Doch fünf Jahre nach Kriegsende, als sie die Hoffnung schon fast aufgegeben haben, kehrt Josef heim zu Annie. Viel weiß er nicht mehr von seinem Leben vor dem Krieg, aber dass er Edith immer mehr wollte als seine eigene Frau, das weiß er wohl. Annie und er bemühen sich nach Kräften, neu miteinander anzufangen, doch die Schatten des Krieges und Josefs altes Begehren stehen ihnen im Weg. In der verzweifelten Annie, die sich hingebungsvoll um Josef kümmert, obwohl er sich zunehmend von ihr abwendet, keimt ein alter Aberglaube auf: Was, wenn nicht ein böser Zauber, kann ihr Unglück bewirkt haben?

Helga Bürster, geboren 1961, ist in einem Dorf bei Bremen aufgewachsen, wo sie auch heute wieder lebt. Sie studierte Theaterwissenschaften, Literaturgeschichte und Geschichte in Erlangen, war als Rundfunk- und Fernsehredakteurin tätig, seit 1996 ist sie freiberufliche Autorin. Zu ihren Veröffentlichungen zählen Sachbücher und Regionalkrimis, zudem wurden von Radio Bremen/NDR sowie vom SWR Hörspiele von ihr ausgestrahlt. 2019 erschien ihr literarisches Debüt *Luzies Erbe*. Zuletzt erschienen im insel taschenbuch: *Luzies Erbe*. Roman (it 4811), *Eine andere Zeit*. Roman (it 4965).

www.helga-buerster.de

Helga Bürster
Als wir an Wunder glaubten

Roman

Insel Verlag

Erste Auflage 2024

insel taschenbuch 5069

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: Endre Penovác, Veszprém

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68369-8

www.insel-verlag.de

Für Thomas

Als wir an Wunder glaubten

I

Guste erzählte weiter.

»Am Teufelsloch versteckt sich eine verwitterte Moorkate zwischen Krüppelbirken und Brombeerbüschen. Du kennst sie. Da steht auch die Baracke. Es ist kein guter Ort.«

Betty wollte etwas sagen, aber Guste legte den Finger auf ihre Lippen. »Die Kate stand schon immer schief, als würde sie jeden Moment in sich zusammenfallen, aber sie duckt sich nur unter den Nebel. Sie schwimmt auf dem Moor, sonst wäre sie längst verfault oder mitten durchgebrochen.« Guste machte eine Pause, sie bekam heute schlecht Luft. Als sie weitersprach, war sie kaum zu verstehen und Betty rückte näher.

»Die ersten Siedler, die haben schon gewusst, wie man so eine Moorkate baut. Die haben nicht auf Zimmermannswinkel oder das rechte Lot geachtet, sondern darauf, dass die Hütte biegsam und geschmeidig ist. So eine Moorkate sieht zwar aus wie ein räudiges Tier, aber die kann nicht nur schwimmen, die tanzt auch.« Guste kicherte und musste dann gleich wieder husten. Sie war eine gute Geschichtenerzählerin und sie war wunderbar. Das gehörte wohl zusammen. Betty dachte sich nichts dabei, denn sie kannte Guste und sie kannte die Großen. Die hatten alle ihre Marotten, deshalb wollte sie lieber nicht erwachsen werden, aber was sollte man machen.

»Mutig mussten sie sein, die ersten Siedler. Wer anders-

wo auch kein Dach über dem Kopf hatte, konnte sich sein Leben nicht aussuchen. Also gingen viele ins Moor, weil der König von Preußen diese lumpige Landschaft nur an die Elenden verpachten konnte. Die hatten keine Angst vor dem Tod. Der hat ihnen sowieso geblüht. Schilf, Torfsoden und Lehm, ein paar Baumstämme, schief und krumm, daraus haben sie sich notdürftige Behausungen zusammengezimmert, gerade gut genug, um sich die Schwindsucht zu holen und zum Schäfer zu rennen, der sie mit seinen Sprüchen heilte oder auch nicht. Mehr konnten sie nicht verlangen.«

Guste keuchte. Sie hatte in ihrem langen Leben schon zu viele schwere Nebel eingeatmet. Betty fragte: »Warst du dabei, als die ersten Siedler gekommen sind?«

»In gewisser Weise.«

Sie musste steinalt sein. So sah sie auch aus. Ihr Gesicht war runzlig wie Eichenrinde. Wenn sie lachte, konnte man die Zähne sehen und die vielen Lücken dazwischen. Es reichte, um einen Kanten Brot zu kauen. Sie lebte allein in dem alten Rauchhaus, das nicht einmal einen Kamin hatte, nur eine offene Feuerstelle mit Kesselhaken, wie in den alten Zeiten. Keiner wohnte mehr so, nicht einmal hier, in diesem kleinen Moordorf, und so kurz nach dem Krieg. Die meisten hatten zumindest einen Schornstein und einen Ofen, auf dem die Suppe kochte. Bei Guste zog der Rauch noch durch das Eulenloch ab und wenn der Nebel wie ein nasses Tuch auf allem lag, wurde sie geräuchert, wie die Würste und Schinken, die im Giebel hingen. Die gehörten ihr nicht. Andere brachten das Fleisch, damit sie es in den Rauch hängte, dafür bekam sie etwas ab. Mal eine Wurst, mal einen Schinken.

Die Mutter schickte Betty hin und wieder mit einem

Topf Kartoffeln oder Suppe. Zwar hatten sie selbst kaum genug zum Beißen, aber Guste hatte noch weniger und jemand musste sich kümmern. Sie hatte sonst keinen mehr. Außerdem war es eine mühselige Arbeit, sich über offenem Feuer etwas zu kochen, besonders für Guste, die es auf der Brust hatte. Sie schaffte es gerade noch, die Glut nicht ausgehen zu lassen und am Abend die eiserne Stülpe über das Feuer zu stellen, damit keine ihrer Katzen Feuer fing und das auch noch ins Dach trug. So waren schon viele Katen abgebrannt.

»Hundert Jahre«, sagte Betty. »Bist du so alt?«

»Ich hab's vergessen. Und nun halt den Mund oder geh nach Hause.«

Aber Betty wollte nicht nach Hause. Da wartete die Mutter mit Arbeit. Sie wollte hören, wie es weiterging, nur noch ein bisschen, und Guste tat ihr den Gefallen.

»Von den alten Katen haben mal so viele hier gestanden, wie es Habenichtse in der Gegend gab. Nun fangen die Ersten schon an, in Stein zu bauen, da hinten, wo das Moor abgetorft ist.« Guste zeigte aus dem Fenster. Man sah nicht viel, denn das Dach hing zu tief, aber Betty wusste, dass der Spökenfritz da draußen baute, weil ihm sein Hof zu klein geworden war.

»Heißt ja, die neue Regierung schenkt ihm Geld für was Größeres und weil er außerhalb vom Dorf siedelt. De Düüvel schitt jümmers op den gröttsten Hopen.«

Der Spökenfritz hieß eigentlich Fritz Renken. Der war zwar kein Schäfer, aber mehr als Brot essen konnte er auch. Wen Dr. Till schon aufgegeben hatte, machte er gesund, und er machte auch, dass eine Kuh wieder Milch gab, aber man durfte nicht darüber reden. Niemals! Sonst passierte irgendetwas Schlimmes.

»Lass uns nicht weiter darüber reden«, sagte Guste. Als wenn sie Bettys Gedanken gelesen hätte! Vielleicht konnte sie das sogar, denn im Dorf war sie *de oole Hex*, die Kindern fürchterliche Geschichten erzählte. Betty hatte keine Angst vor ihr.

»Wolltest du nicht von der alten Kate erzählen?«, drängte Betty, denn Guste drohte, in Gedanken zu versinken. »Ja, ja. Du hast Recht. Das wollte ich. Also hör zu: Der dritte Sohn eines Bauern aus dem Bremischen und seine Frau, die haben die Kate damals gebaut. Bettelarm alle beide, die hatten nichts, nur eine große Hoffnung. Pioniere eben. Als die Frau das Herdfeuer angezündet hat und sie beide ihre Hände darüber gewärmt haben, da kam ihnen die Hütte vor wie ein Palast. Es musste ja nur zum Überleben reichen.«

»Haben sie überlebt?«

»Na ja. Man hat sie getäuscht und betrogen, wie das so ist. Der Mann, die Frau und alle anderen, die höchstderoselben Gnaden ins Moor gelockt hat, damit sie es trockenlegen. Die Wahrheit war: Er brauchte Land und er brauchte Geld für seine Kriege. Die Pacht war nicht zu schaffen. Darum heißt es: *Den ersten sien Doot*.«

Guste schloss die Augen.

»Wie geht die Geschichte weiter?«, wollte Betty wissen. »Heute geht nichts mehr weiter.« Sie legte den Kopf auf den Tisch, wie das alle Moorfrauen machten, wenn sie Mittagsruhe hielten, weil ihnen die Müdigkeit so tief in den Knochen saß, dass sie den Tod jederzeit fürchten mussten, auch am helllichten Tag. Darum legte sich keine hin.

»Geh jetzt nach Hause«, sagte Guste. »Ich muss mich noch ein bisschen ausruhen, denn gleich ist Weltuntergang.«

Am Donnerstag sollte es auch hier so weit sein. Es hatte sogar in der Zeitung gestanden. Theo wusste davon. Schließlich schrieb er für den *Moorboten*. Die wichtigsten Seiten hingen im Schaukasten aus, die Todesannoncen, die Familienanzeigen, die amtlichen Bekanntmachungen und Berichte über Unnenmoor. Die wenigsten bekamen das Blatt ins Haus, aber so kriegten alle das meiste mit. Edith und Betty Abels wussten von Theo, dass die Welt heute auch in Unnenmoor untergehen sollte. Theo kam oft rüber, er wohnte gleich nebenan. Er saß fast jeden Tag in der Küche, das schlimme Bein unter dem Tisch ausgestreckt, und guckte Edith beim Nähen und Wäschemachen zu. Dabei erzählte er, was es Neues gab, denn zu Hause saß er alleine. Seine Lise war letztes Jahr gestorben, Kinder hatten sie keine. Edith ging es ähnlich, denn Otto Abels galt als verschollen. Allerdings hatte sie Betty.

»In den Nachbardörfern ist die Welt auch schon untergegangen, aber keiner hat's gemerkt.« Theo schüttelte den Kopf. »Was für ein malleriger Kram das ist. Als ob wir nicht schon genug vom Untergang gehabt hätten.«

Edith flickte gerade seine Manchesterhose. Da war eine Naht aufgerissen, also saß Theo in langer Unterwäsche da und wartete, dass die Hose fertig wurde. Er hatte nur zwei, die hier und die gute.

»Der soll ja auch alle Krankheiten heilen, dieser Professor«, meinte Edith. »Deshalb laufen ihm die Leute hinter-

her.« Sie biss den Faden ab. »Ich hab kurz überlegt, ob ich mit meinen Kopfschmerzen hingehen soll. Die sind wieder schlimmer geworden.« Sie hielt die Hose ins Licht und betrachtete ihr Werk. »Aber der soll ja auch nicht ganz billig sein, wie man hört.« Sie reichte Theo die Hose. »Hier. Fertig.«

»Sieht aus wie neu.« Theo zog sie wieder an.

»Wenn die Welt heute wirklich untergeht, stehst du wenigstens nicht in Unterhosen vor dem lieben Gott«, meinte Betty.

»Sei nicht immer so frech!«

Das mit dem Untergang grassierte wie eine Seuche. Prediger krochen aus allen Ecken und prophezeiten nicht nur das Ende der Welt, sondern auch das Jüngste Gericht. Gründe gab es genug und die Angst ging um, dass etwas dran war an der Sache. Schließlich war Krieg gewesen und die Sünden, die begangen worden waren, wogen so schwer, dass da nichts zu vergeben war. Der Teufel würde sie alle holen. Zwar sprach das keiner laut aus, aber viele dachten so. Wanderprediger lasen den Leuten die Leviten, sie riefen dazu auf, Buße zu tun und die Seelen zu reinigen, bevor das große Finale kam und Gott einen Kometen schickte, um zu richten, die Lebenden und die Toten. Wenn das Ende vom Ende kam, so die Prediger, sollte man besser heil sein, sonst schmorte man ewig im Fegefeuer und dann hatte man den Salat. Unter den Propheten gab es berühmte Männer, die füllten ganze Stadien.

Was den Professor Asmodi betraf, so eilte ihm kein großer Ruf voraus. Mit seinem berühmten Kollegen Conradi, der sogar im Radio sprach, konnte er nicht mithalten, obwohl er sich vieles abgesehen hatte, nicht nur den klin-

genden Namen, auch die Art, wie er sprach und sich kleidete. Wer wollte, konnte die Kopie erkennen. Die Sehnsucht nach Erlösung reichte für alle und mehr. So wurde der Pennig schon seit dem frühen Morgen von denen umlagert, die den Professor sehen wollten, die auf Linderung ihrer Leiden hofften und auf ein Wunder. Einige waren schon am Vorabend gekommen, zu Fuß, mit dem Fahrrad, im Rollstuhl oder liegend auf dem Ackerwagen. Harm Cordugas, der Wirt, wusste nicht, wie ihm geschah, denn der Pennig platzte aus allen Nähten. Die Zimmer im oberen Stock waren mehrfach belegt. Seit dem Mittag hing ein Schild am Eingang. »Wegen Überfüllung geschlossen.« Die Leute drängelten sich im Saal, obwohl der Professor erst für drei Uhr nachmittags angekündigt war und der Eintritt fünfzig Pfennig kostete, Kinder frei. Das Bier ging schnell zur Neige, Frikadellen und Würstchen auch.

»Der Professor wird zuerst zu den Leuten sprechen, dann geht es zur Kapelle, da wird geheilt, und dann geht die Welt unter. So lautet der Plan.« Theo schloss die Gürtelschnalle.

»Eines verstehe ich nicht«, sagte Edith, »warum in dieser Reihenfolge? Wozu erst die Heilung und dann der Untergang?«

»Umgekehrt wär's ja auch dumm. Aber frag den Professor. Der hat studiert.«

Edith lachte. »Ich geh da nicht hin. Vom Untergang hab ich die Nase voll.«

Der letzte lag gerade erst hinter ihnen, die Ruinen rauchten noch. Deshalb gingen Edith und Theo lieber tanzen. Gelegenheiten gab es genug. Jede noch so kaputte Scheune wurde zum Festsaal umfunktioniert. Gab es keine Musiker, sang man die alten Schlager selbst. *Das ist die*

Liebe der Matrosen oder Veronika, der Lenz ist da. Einmal im Monat kam auch ein mobiles Filmtheater ins Dorf. Der Vorführer baute im Saal den Apparat auf, der so schön schnurrte. Am beliebtesten waren die alten Komödien mit Theo Lingen. Man hatte zu lange nicht mehr gelacht. Kuchen gab es auch und wenn die Bude einigermaßen voll wurde, gab Cordugas einen aus. Der Wirt ließ sich nicht lumpen. Er hatte vergangenen Winter sogar zum Grünkohlessen eingeladen. Es durfte wieder ganz offiziell geschlachtet werden. Nun musste man nicht mehr fürchten, dafür ins Gefängnis zu kommen. Die Fleischplatten hatten sich unter Speck und Pinkelwürsten gebogen, wie man sich später erzählte. Die Kapelle habe sich einen Wolf gespielt, bis sich die Ersten mit vollgefressenem Ranzen auf die Tanzfläche geschleppt hatten. Danach war es hoch hergegangen. Den Spökenfritz hatten sie später in eine Schubkarre verfrachten müssen, um ihn ins Bett zu kriegen, sternhagelvoll und mit blutiger Nase, weil er Anni an die Wäsche hatte gehen wollen. Ausgerechnet! Ihr linker Haken saß. Das hatte Fritz, der sonst alles wusste, nicht vorausgesehen.

Als Theo die Anekdote später an Ediths Küchentisch erzählte, lachend und mit Tränen in den Augen, hatte sie mit der Zunge geschnalzt und einen vielsagenden Blick in Bettys Richtung geworfen, weil ihre Tochter zwar alles essen, aber nicht alles wissen durfte. Sie war elf und noch ein Kind. Betty war anderer Meinung. Sie war bald zwölf und schon fast erwachsen, aber das sahen die Großen mal so, mal so, wie es ihnen gerade passte. So ging das mit allem. Heute Weltuntergang, morgen Tanztee, Hauptsache, es lenkte vom schlechten Gewissen ab, denn sie hatten alle versagt. Man musste sich nur angucken, was da

auf den Professor wartete. Krüppel und Versehrte. Darüber hinaus war noch einiges mehr angerichtet worden. All die Heimatlosen, die Waisen, das ganze vagabundierende Gesindel, das kein Zuhause mehr hatte. Eine Völkerwanderung sondergleichen. Während viele einen Ort zum Bleiben suchten, mahlten die Steinmühlen in den Städten bis zum Sanktnimmerleinstag den ganzen Kriegsschrott zu Brei. Es war einfach zu viel kaputtgegangen, Städte, Dörfer, Menschen. Noch immer fand man unter den Trümmern Vermisste. Die saßen in den Kellern auf Stühlen mit ihren Koffern auf dem Schoß und warteten, dass jemand Entwarnung gab. Theo hatte sie gesehen. Der kam für die Zeitung viel herum. »Die kommen nie mehr zur Ruhe, da können die noch so tot sein. Denen geht es wie den Barackentoten im Teufelsloch.«

Bei Vollmond kamen die zum Vorschein, dann stiegen sie aus den Tümpeln mit ihren Spaten und Forken und verfluchten diejenigen, die sie da reingebracht hatten. Keiner wollte noch was davon wissen, doch die alte Guste fing immer wieder davon an. Cordugas hatte sie deswegen schon ein paar Mal aus dem Pennig geworfen. Dabei kam sie nur, um Leckbier zu kaufen, für eine Biersuppe, wie sie sagte. Meist saßen genug Leute in der Gaststube, die zuhören mussten, aber sie kam nie über die ersten Sätze hinaus.

»Haal dien Muul, du oole Hex!«

Theo ging und Edith nahm sich Annis alten Mantel vor.

»Was macht Guste?«, fragte sie, während sie einen neuen Faden in die Nähmaschinennadel fädelte.

»Die hustet viel.«

Betty holte sich die Pfanne vom Herd und stellte sie auf den Tisch. Ein kleiner Rest Bratkartoffeln war noch

vom Mittagessen übrig geblieben und schon ein bisschen schwarz. Sie aß sie trotzdem, denn Hunger hatte sie immer.

Die Mutter klemmte den Mantelärmel unter den Nähmaschinenfuß und trat auf das Pedal. Die Maschine ratterte los. Sie seufzte. »Nochmal kann ich den nicht flicken. Durch den Stoff kann man schon Zeitung lesen.« Der Faden riss. Sie fädelte wieder ein. Als Betty die Pfanne zurückstellte und den Spültisch auszog, um abzuwaschen, war die Naht schon fertig. Edith faltete den Mantel zusammen. »Wird Zeit, dass Anni sich einen anderen besorgt.« Sie legte ihn in den Eierkorb, der stand schon bereit. »Lass mir den Abwasch. Lauf du zu Anni und bring ihr den Mantel. Die braucht den. Und lass dir Eier geben. Ein halbes Dutzend hat sie mir versprochen für die ganze Flickerei. Gegen ein Knickei obendrauf hätte ich auch nichts einzuwenden.«

Edith flickte auch Willis Hosen. Der war Annis Sohn, so alt wie Betty, und bei ihm ging immer was kaputt. Betty protestierte nicht. Wenn sie Glück hatte, würde sie noch etwas vom Weltuntergang sehen und wenn sie noch mehr Glück hatte, gab es am Abend Rührei.

Betty lief den Schwarzen Weg hinauf. Der Groll'sche Hof lag da, wo die Kopfsteinpflasterung schon längst aufgehört hatte und das Dorf auch. Auf halbem Weg stand die Kapelle, umsäumt von schlichten Gräbern. Da musste sie vorbei. Heute sollte noch ein Komet einschlagen, wenn man dem Professor glauben konnte. Sie hatte keine Angst. Die anderen Dörfer, die den Untergang schon hinter sich hatten, standen noch. Betty ging mitten auf der Straße, sie hüpfte von Stein zu Stein. Die Straße machte einen Knick, von hier aus konnte man nicht sehen, ob die Prozession schon losgegangen war, aber sie dachte gerade nur an Rührei und guckte nicht rechts und nicht links. Erst hinter der Kurve sah sie die Leute. Der Professor führte sie an. Sein schwarzer Mantel schleifte fast auf dem Boden, er stützte sich auf einen Stock. Betty blieb stehen. Die meisten kannte sie nicht. Von hier kamen die wenigsten, aber sie hörte Guste. Die stand auf der anderen Straßenseite, sie ließ die Leute vorbeiziehen und gab ihre bissigen Kommentare ab. »Hauptsache Untergang, was? Das ist doch auch nur so ein Rattenfänger! Aber ihr müsst ja immer jemandem hinterherrennen!«

»Geh nach Hause!«, riefen einige. Sie wandte sich um und ging, gestikulierend und vor sich hin schimpfend, wie man das von ihr kannte. Als sie außer Sicht war, schloss Betty sich der Prozession an, denn sie war neugierig. So ein Untergang passierte schließlich nicht alle Tage.